

Ein Tor für eine Insel – Eindrücke meiner Japanreise

Ein Tor steht im Meer vor einer Insel. Es ist ein „*Torii*“, ein Tor zu einem Shinto-Schrein auf Miyajima, ein Teil des UNESCO-Weltkulturerbes, zu dem auch der Atombombendom in Hiroshima gehört oder der Goldene Pavillon in Kyoto. Alles in Japan, dem Inselstaat, zu dem einen Zugang zu finden gar nicht so einfach ist. Ich bekam die Gelegenheit, dieses Land mit Menschen und Kultur kennen zu lernen. Wie Puzzlesteine sammelte ich alles, was ich sah, hörte oder sonstwie erfuhr. Als ich die Puzzlesteinchen nach und nach aneinander fügte, ergab sich ein Bild, das längst nicht alle Schichten und Facetten abbildet und durch meine Sichtweise eingefärbt ist. „Ihr sollt eine Brücke zu Japan sein“ wurde uns gesagt. Wir, die wir ausgewählt worden waren aus verschiedenen europäischen Ländern, um in einer sehr gut organisierten Reise Einblick zu bekommen in viele Bereiche Japans. Gern will ich versuchen, diese Brücke zu sein und mein Bild zu schildern, das ich mir zusammengepuzzelt habe.

Meinen ersten Eindruck bekam ich schon im Flughafen in Tokio: ich begegnete einer hochintelligenten Toilette. Verwirrt von all den Knöpfen mit denen ich u.a. meinen Hintern duschen oder bespritzen, die Brille beheizen oder einen Abspülklang auslösen könnte, fand ich gar nicht den Knopf, mit dem ich einfach nur die Spülung betätigen wollte. Am nächsten Tag in einem der Vorträge, die wir in Japans Außenministerium bekamen, wurde uns ein Wort beigebracht, mit dem sich diese Toilette und viele Besonderheiten in Japan erklären lassen: Kaizen. Kai = verändern, zen = besser. Wenn ein Arbeitsprozess oder ein Produkt verbesserungsfähig ist, wird es verbessert. Ganz einfach ohne große Umstände. Das ist Kaizen. Es wurde uns am Beispiel von Firmen erklärt: Visionen für die Führungsebene lassen sich bei einer Consultingfirma einkaufen, Strategien auf Managementebene kann man von anderen ähnlichen Firmen übernehmen. Das nennt sich dann „Benchmarking“, weil das besser klingt als Nachahmen oder Kopieren. All das ist weltweit in der Wirtschaft üblich. Doch die Produktionsebene, das konkrete Wie der Umsetzung, das ist in jedem Land, in jeder Umgebung anders, da es sehr von den jeweiligen Bedürfnissen und Herangehensweisen geprägt wird. Dort liegt die Gemba-Power: die Kunst, den Ort zu finden an dem das Produkt Wert schafft. Ob am Design, Materialauswahl, Herstellung oder im Verkauf – es gilt, irgendwie irgendwo irgendeinbisschen besser zu sein als das, was es schon gibt. Dafür gibt es schöne Beispiele: durchsichtige Schubladen, ein Heftgerät mit Schraube, so dass sich z.B. ein Zylinder quer klammern lässt, eine Fliegenpatsche in deren Griff gleich eine Pinzette eingebaut ist, um die Fliege in den Mülleimer zu transportieren (wahlweise endet die Patsche mit feinen Zacken und hat um den unteren Teil herum eine herauslösbare Kehrreichtschaufel, so dass die Fliege auch aufgefgt werden kann). Das ist Kaizen! Erstmal ein Problem entdecken und dann eine Lösung finden. Im Ranking für die meisten Kaizen-Ideen führte Panasonic im Jahr 2007 mit 936 379 Kaizen-Ideen. Wenn es um Kaizen-Ideen pro Kopf und Jahr geht, sind uns die Firmennamen weniger geläufig. Der Spitzenreiter bringt es auf eine Zahl von über 8000!

Die Liebe zum Detail und die Genügsamkeit, im Kleinen Veränderungen herbeizuführen, scheinen Merkmale zu sein, die dazu beigetragen haben, dass Japan weiter entwickelt ist als Deutschland. „Japans Wirtschaft ist ausgereift“ wurde uns gesagt. Und als wir bei Honda sahen, wie Roboter und Menschen zusammenarbeiten, dass jede Minute zwei Autos fertig produziert sind, begriffen wir, was er damit gemeint hatte. Bei Panasonic sahen wir dann, dass es doch noch Ideen gibt, wie vieles verfeinert und ausgebaut werden kann. Wir kamen uns vor wie im Science Fiction- Film, als uns eine freundlich lächelnde Dame eine Videowand vorführte, bei der sie mit



Innenansichten einer Insel: auf Miyajima bei Hiroshima mit Blick auf das *torii*.

ihren Fingern einmal die Wand berührte, um ihr individuelles Programm angeboten zu bekommen, aus dem sie zwischen Internet, Fernsehen, interaktivem e-book, Videotelefon oder Video auswählen konnte, indem sie mit ihren Händen in der Luft wedelte. Wenn sie im Raum herumging, wanderte ihr Bildschirm auf der Wand mit, es sei denn, sie wollte ihn auf die ganze Höhe und Breite der Wand ausweiten. Die Kreativität wird auch eingesetzt für umweltfreundlichere Produkte oder Anwendungen, die auch für Menschen mit Behinderungen oder mit altersbedingten Einschränkungen leicht zu bedienen sind. Dennoch waren einige von uns EuropäerInnen erschrocken von all der Technik, die z.B. auch eingesetzt wird, um Schulkinder auf ihrem Schulweg verfolgen und überwachen zu können.

Als Deutsche, die ein Jahr in China gelebt hat, interessierte mich besonders Japans Umgang mit seiner Geschichte. Dabei dachte ich vor allem an die Aufarbeitung des Zweiten Weltkriegs, die von China als völlig unzureichend wahrgenommen wird. Tatsächlich merkte ich an der Reaktion aller Menschen, die ich daraufhin ansprach, dass dies ein äußerst heikles Thema ist. Die Aussage des Vortragenden im Außenministerium war sehr defensiv und wich deutlich ab von dem, was mir die Studierenden oder sonstigen JapanerInnen im direkten Gespräch erzählten. Es bestätigte sich mein Eindruck, dass in der Schule wie in der Gesellschaft dieses Thema eher oberflächlich behandelt wird. Das Unwissen über die Taten der eigenen Nation löst Unwohlsein und Unsicherheit aus, was von einigen ganz offen zugegeben wird, verbunden mit der so häufig genannten Hoffnung, dass sich dies unter der neuen Regierung bessern wird.

Der Besuch in Hiroshima zeigte auch eine andere Seite des Zweiten Weltkriegs auf, bei der es nicht um Japan als Aggressor im Ausland geht, sondern um eine extreme Form der Betroffenheit, in der nicht mehr zwischen „Opfer“ oder „Täter“ unterschieden wird, sondern zwischen tot oder überlebend, und selbst dabei gibt es Zwischenformen. Ein Zeitzeuge, der die Atombombe als 10-jähriger erlebt hatte, berichtete uns von jenem 6. August 1945, an dem um 8.15 h eine ganze Stadt zerstört wurde. Es wurde 3000-4000 Grad heiß am Boden für 3-4 Sekunden, Stadt und Menschen wurden durch radioaktive Strahlung verseucht, die noch Jahre später Leukämien auslöste. Die Druckwelle ließ die Gebäude zusammenstürzen und ein großes Feuer vernichtete den Rest der überwiegend aus Holz gebauten Innenstadt. Wenige Tage später fiel hochverseuchter schwarzer Regen. Hinter den nüchtern in leisem Japanisch vorgetragenen Schilderungen des *Hibakusha* – wie die Atombombenüberlebenden offiziell genannt werden – wurde das grenzenlose Entsetzen spürbar, ebenso das für Überlebende so typische nagende Schuldgefühl mit Selbstvorwürfen: „Vielleicht hätte ich noch mehr Kinder aus dem zusammengebrochenen Schulgebäude herausholen können...“ „Ich hätte den nach Wasser Schreienden, Verbrannten auf dem Hügel doch Wasser geben sollen, denn auch wenn dies ihren Tod hätte bedeuten können – sie sind auch so gestorben, und dann hätten sie wenigstens noch ihren Durst stillen können...“ Die einzige Schlussfolgerung die sich aus solchen Erlebnissen ziehen lässt: Nie wieder, nirgends, unter keinen Umständen je wieder ein Atombombenabwurf! Hiroshima ist ganz offiziell eine Stadt des Friedens, das seine Geschichte als Mahnmal gestaltet hat. Das Museum, der „Peace Park“, der „A-Bomb-Dome“ als eines der wenigen Gebäude, dessen Gerippe stehen blieb, da die Druckwelle fast direkt von oben kam. Die Stadt wirkt heute sehr friedlich. Im Museum gab es Kopien von vielen gefaxten Briefen: Jedesmal wenn irgendwo in der Welt ein Atombombentest durchgeführt wird, schreibt der Bürgermeister von Hiroshima dem Repräsentanten des jeweiligen Landes ein Telefax mit einem



Hiroshima: der A-Bomb-Dome heute und 1945
(Bild aus dem Museum).



Der Palast des Shoguns in Kyoto. 1603 wurde er fertiggestellt für Tokokugawa Ieyasu, den Gründer des Edo Shogunats, in dem sich das politische Zentrum nach Edo (alter Name Tokios) verlagerte. Der Kaiserhof blieb bis 1868 in Kyoto. Wenn der Shogun als der mächtigste Mann Japans nach Kyoto kam, residierte er in diesem Palast..

Appell für Frieden und die Abschaffung solcher Bomben verbunden mit der Hoffnung, dass dies das letzte derartige Fax sein würde. Es waren sehr sehr viele Faxschreiben.

Von Hiroshima fuhren wir weiter nach Kyoto, „das Herz und die Seele Japans“ wie uns gesagt wurde. Tempel, Schreine, Pavillon, Gärten, Altstadt. 1000 Jahre lang war es die Hauptstadt Japans. Nach dem Modell der damaligen chinesischen Hauptstadt Changan (heute: Xi'an) wurde Kyoto quadratisch mit parallel verlaufenden Straßen gebaut. Im Shogunpalast ließ ich mir erzählen, wie sich Japan seit seinem Gründungsmythos bis zum heutigen Tag nur eine Kaiserfamilie bewahren konnte. In China war das anders, dort wechselten die Dynastien, sobald der „Sohn des Himmels“ nach dem Konfuzianismus seine Pflichten dem Volk gegenüber vernachlässigte und damit seine Göttlichkeit verlor. Dann erkämpfte nach meist sehr ähnlichem Rhythmus ein neuer „Sohn des Himmels“ die Macht und wurde letztlich von den staatstragenden Beamten legitimiert. Auch in Japan wurde die Macht umkämpft und die sie innehabenden Familien wechselten – doch vom 12. bis ins 19. Jahrhundert hielten die Shogune, also Militärführer, die Macht in ihren Händen und lösten einander ab, während der Kaiser als Institution ohne reale Macht beibehalten wurde. Die Shogune waren die Anführer der Samurai, jener über Japan hinaus so legendären Kämpfer, deren Mentalität und Ehrenkodex bestimmt wurden durch absolute Loyalität, Mut und Durchhaltekraft bis zur Aufopferung, gepaart mit einem Sinn für Ästhetik und gutes Benehmen in jedem Detail des Kämpfens und Lebens. Vielleicht sind es Nachkommen der Samurai, die noch heute den Japanischen Staat aufrecht erhalten, auch wenn sie nun in Firmen oder Institutionen arbeiten und eher Schlips als Schwert tragen. Vielleicht trug ja auch die Mentalität der Samurai dazu bei, dass sich Japan so schwer tat mit der Kapitulation im Zweiten Weltkrieg, als es bereits mehr als 80 % des Staatshaushaltes für militärische Zwecke ausgab und auf verlorenem Posten weiterkämpfte. Was mir befremdlich war, als ich es zum ersten Mal hörte, erschien mir zunehmend bedenkenswert und nachvollziehbar: Dass die Japaner vielleicht zu wenig Erfahrung mit Niederlagen hatten und Begriffe wie „Kapitulation“, „Scheitern“ oder „Aufgeben“ in ihrem Vorstellungsräum nicht wirklich vorkamen.

In der heutigen japanischen Gesellschaft gibt es jedoch auch Schattenseiten. Die Macht ist ungleich verteilt. In der Begegnung mit meiner Gastmutter in Hiroshima und im Gespräch mit den Studierenden des im Jahr 1900 nur für weibliche Studierende gegründeten Tsuda-Colleges wurde deutlich, dass es für Frauen heute noch äußerst schwierig ist, einen einflussreichen Platz in der Gesellschaft selbst zu wählen und zu erreichen. Das spiegelte sich auch in der Antwort auf meine Frage nach Frauen im Parlament wider: Nur 11,3 der Abgeordneten im Unterhaus sind

weiblich. Dann gibt es auch jene, die von der schönen Seite der erfolgreichen kultivierten Welt nicht so viel abbekommen. In einem Park in Tokio sah ich viele obdachlose Männer, die geduldig Schlange standen, um sich Essen ausgeben zu lassen. Nachts in einem Internetcafé schief ein junger Mann auf dem bequemen Sessel hinter dem Bildschirm - vielleicht einer von den auf über 4000 geschätzten Menschen, die ohne eigene feste Bleibe in den durchgehend geöffneten Internetcafés wohnen. Auf dem Fischmarkt bei der Versteigerung riesiger Thunfische wurde ich daran erinnert, dass Japan sich in Bezug auf Fisch- und Walfang nicht gerade nachhaltig im Sinne künftiger Generationen verhält. Jede moderne Gesellschaft hat ihre Makel, Probleme und Herausforderungen. Entscheidend ist, dass sie nicht unter den Teppich gekehrt werden, sondern Lösungen gesucht und umgesetzt werden.

Ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis einer Kultur und Gesellschaft ist die Religion. In Japan scheint Religion eher als Philosophie aufgefasst zu werden. Eine unserer Reiseführerinnen drückte aus, was immer wieder als typisch japanisch durchkam: „Ich glaube nichts, habe keine Religion. Gebete sind Teil meines Alltags. Ich gehe oft zu buddhistischen Tempeln und Shinto-Schreinen. Als ich geheiratet habe, habe ich mich für die christliche Zeremonie entschieden. Denn ich habe ja genügend Gelegenheiten, den Kimono anzuziehen, und dieses weiße Brautkleid usw. ist schön. Ich war an katholischer Universität, ein Professor der katholischer Priester ist, hat uns getraut. Wir haben ein paar Wochen einen Kurs besucht, der uns vorbereitet hat.“ Es sind schon 70 % der Japaner, die christlich heiraten, das ist Mode, manchmal halten auch ausländische Studierende als Priester her. Shinto wird „respektiert“ und als Kultur praktiziert, Buddhismus wird gelebt und als Philosophie aufgefasst. Shinto für das Leben im Hier und Jetzt, Buddhismus für alles was nach dem Leben kommt. Im Shintoismus wird Natur (z.B. Bäume, Ozean, Wasserfall) oder Menschen, Ahnen, Helden oder alles was verehrungswürdig ist verehrt. Die Idee dahinter: die Göttlichkeit drückt sich selbst aus in allem, was ist, mehr oder weniger verunreinigt. Über das Einschreinen und Verehren des durch Zeremonien von der Verunreinigung befreiten Seins kann man das Göttliche auch in sich selbst finden und dann auch leben. So gesehen sind alle Menschen ziemlich göttlich, es ist nur eine Frage von mehr oder weniger. Wir müssen also unsere christliche Brille ablegen, wenn wir das Phänomen des göttlichen Kaisers begreifen wollen. Es war äußerst beeindruckend für mich, die Zeremonien am Shinto-Schrein mitzuerleben und mit einem Shinto-Priester sprechen zu können. Er ist verheiratet, lächelte viel, strahlte Ruhe und Zufriedenheit aus. Selbst für ihn, der früher für das japanische Außenministerium im Ausland gearbeitet hat, schien diese Religion eher eine Lebenshaltung zu sein, frei von Dogmen oder absoluten Erklärungsansätzen. Es gibt eben Dinge, über die wir Menschen keine Gewissheit haben, und anders als in den monotheistischen Religionen, die diese Erfahrungslücken mit Glaubenssätzen auffüllen und als absolute Gewissheit verteidigen, akzeptieren Buddhismus und Shintoismus diese Lücken eher und halten sich an praktische Ethik für das Leben. Da kommt es nicht so sehr auf den theoretischen abstrakten Glauben an, sondern eher auf die gelebte Philosophie.

Diese gelebte Philosophie schlägt sich in Japan in vielerlei Kulturpraktiken nieder, von denen wir einige kennen lernen und auch ausprobieren durften. Ob Origami, Ikebana, Trommeln, japanischer Garten oder Teezeremonie: das strenge Einhalten von Regeln und Traditionen verbindet sich im sehr bewusst zelebrierten Jetzt mit einem kreativen Neuschaffen von etwas Schönerem. Dadurch wird der Geist erfreut, wird klarer. Und im Einklang mit eigenen



Die Ikebana-Meisterin mit ihren dreidimensionalen Kunstwerken, bei deren Erstellung wir zusehen konnten, bevor wir alle jeweils selbst ein Blumenarrangement entwickeln durften.

Möglichkeiten und Grenzen entsteht freudige Demut. Dies wiederum ist eine wunderbare Ausgangsbasis, um sich ganz der eigenen Aufgabe zu widmen, ohne sich oder das eigene Tun zu unter- oder überschätzen, andere abzuwerten oder sich etwas anzumaßen. Hier findet sie sich wieder: die Idee von Kaizen und Gemba-Kraft: mit dem richtigen Detail am richtigen Ort im eigenen kleinen Wirkungskreis etwas schaffen, was schön oder gut ist. Ich glaube, hier können gerade auch wir Deutschen viel lernen: Es geht nicht um abstraktes Herumschwingen großer Ideen ohne Bezug zum eigenen Leben, es geht nicht um Präzision aus Prinzip oder das gedankenlose Wiederholen von Ritualen oder Handlungsabläufen „weil wir das immer schon so gemacht haben“, ebensowenig wie um das verkrampfte Alles-ganz-anders-machen-müssen um die eigene Originalität zu beweisen. Ich habe es eher erlebt als eine elegante und bescheidene Art und Weise, im bewussten Neuschaffen auf der Grundlage des bereits Bewährten die eigene Persönlichkeit durchschimmern zu lassen und sich daran gemeinsam mit den Mitmenschen zu erfreuen.

Ja, es gibt sicherlich einiges zu lernen von Japan. Ich kann nicht von allem berichten, was ich gesehen, erfahren und mir zusammengepuzzelt habe. Manches hat mich beeindruckt, manches hat mich gestört, manches hat mir gefallen, manches hat mich verwirrt. Als ich von jenem „Torii“ vor jener Insel zurückfuhr, konnte ich den Sonnenuntergang im „Land der aufgehenden Sonne“ beobachten. Alle Worte bilden immer nur bestimmte Blickwinkel ab und lassen andere im Schatten. Nach zehn Tagen in Japan habe ich mir keine „endgültige Meinung“ über dieses Land und diese Kultur bilden können oder wollen. Vielmehr habe ich mich faszinieren lassen, von den Brüchen und Widersprüchlichkeiten ebenso wie von den Schönheiten und Erfahrungsschätzen. Ich bin neugierig geworden und will gern noch mehr lernen über dieses Land und diese Kultur. Japan ist vielschichtig und enthält einiges, das zu entdecken sich lohnen kann.



Taiko: Trommeln auf Japanisch. Es machte viel Spaß, der Trommelperformance zuzusehen und zuzuhören – und dann selbst ausprobieren zu können und gemeinsam einen Rhythmus zu spielen.